

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Die Wirklichkeitsfreude der neueren Schweizer Dichtung
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie meinen Feuilletons, Gedichten und Erzählungen Eingang verschaffen in gute Zeitschriften, vielleicht würde mir durch sie wenigstens eine Pforte geöffnet — die übrigen sollten dann von selbst aufgehen. O, ich bin ein armer Krämer geworden, der seine verschmähle Ware zitternd zu Markte trägt und selbst Weiber damit zu fangen sucht! Jawohl, solche Wege geht man in unsern stolzen Kreisen, wenn das Gespenst des Hungers lauernd in der Ecke steht.

Noch einmal hab' ich mich geschmückt wie damals, als ich den großen Schritt ins große Leben tat und unter Triumpfbogen einzuziehen meinte in die festlich erleuchteten heiligen Hallen des Ruhms, wie damals, als ich davonfuhr nach dem schönen lockenden Berlin. Vor meinem Spiegel stand ich wieder wie dazumal — aber traurige Vergleiche drängten sich mir jetzt auf. Bist du armer, verhärmter Poet mit den bleichen Wangen und den tiefen Augen derselbe noch, der in jenen Herbsttagen blizenden Blickes und lachenden Mundes in die sonnige Welt hinausstürmte, das Glück zu erobern? Kannst du schmerzzerissenenes Jünglingsbild noch Anspruch machen auf das goldene

Vorrecht der Jugend, leichten Sinnes das Leben zu meistern und in all dem frischen Sonnenschein des Glückes dich erglühend zu baden? O, diese Augen haben schon zu tief hinabgeblickt in die schluchzende Nacht — sie werden nie mehr hell sein, wie sie es früher gewesen!

Aber meine schönen, schwarzen Locken, über die der Mutter zärtliche Hände sonst so liebevoll strichen, hab' ich doch noch einmal mit stillem Vergnügen betrachtet, in meinen braunen Augen das Feuer der Leidenschaften doch noch einmal brennen sehen, meine von Sorgen, Kampf, Not und Elend gebleichten Wangen doch noch einmal interessant und geheimnisvoll reizend gefunden und mich an der scheidenden Schönheit meines Körpers wehmütsvoll berauscht. . . O, wieviel Jugend, Kraft und edle Form, welch harmonischer Ausdruck und — so wenig echter Gehalt! Ist denn ein Mensch nicht bettelarm, der an allem verzweifeln muß, was er zu besitzen glaubte, und dem nur die seelenlose Schönheit des Gleiches bleibet? — In dieser selbstvernichtenden Stimmung ging ich zur Frau Professor.

(Fortsetzung folgt).

Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizer Dichtung.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

In dieser seiner Dresdner Antrittsvorlesung*) wirft Professor Dr. Oskar Walzel einen grüßenden Blick hinüber in das alte Land deutscher Kultur, wo er zehn Jahre lang als Literaturlehrer der Universität Bern reiche, dankbar aufgenommene Saat gestreut. Dem Realismus der Schweiz, der ihn selber aus weltfremd romantischen Neigungen in lebensfrohe Wirklichkeit zurückgeführt hat, widmet er seine Arbeit, die aus dem großen Gebiete allerdings nur ein besonderes Problem hervorhebt, die Frage, ob gewisse Stoffe von vornherein unkünstlerisch seien.

An der Steigerung des Wirklichkeitsgehaltes deutscher Dichtung, der, nach der Romantik einsetzend, in Keller, Hebbel, Ludwig, Reuter einen Höhepunkt erreicht und im Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen kräftigsten Ausdruck sucht, haben die Schweizer einen hervorragenden Anteil. Schon in frühern Epochen (Minnesang, Entwicklungsgeschichte des Dramas), besonders deutlich aber in den Anfängen der neuen Literatur zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zeigt der Schweizer seine ihm eigentümliche Vorliebe für die Darstellung der Wirklichkeit. Haller, der Beobachter durch Anlage und Beruf, entdeckt als Dichter die Schönheit der Alpen, schildert die anspruchslos naturbedingte Lebensweise ihrer Bewohner, die er in satirisch-elegischer Stimmung der prunkvollen Ueberkultur seiner Epoche vor Augen hält. Sogar vor der Darstellung der Käsebereitung scheuen die schwungvollen Alexandriner nicht zurück, ermutigt allerdings durch klassische Vorbilder. Die Wirklichkeitsfreude der Schweizer erstarkt an der Schilderung des Bauernlebens, die, von da an nicht mehr fallen gelassen, eine Zeit lang allerdings durch die sentimentalischen Schäferidyllen Salomon Gessners wieder auf phantastische Bahnen abgelenkt wird. Bei einer weitern Ausführung seines Themas hätte Walzel wohl darauf hingewiesen, daß auch Salomon Gessner — seinem ganzen Wesen nach keineswegs ätherisch, sondern recht erdenhaftig heiterer Natur — hie und da gar nicht übel Lust zeigte, aus dem zarten Himmelsgewölbe der Schäferidyllen in die Gerüche des Kuhstalls hinabzusteigen. In der Schweiz, sagt Gessner selbst, dürfte man dies viel eher wagen als in den monarchischen Ländern, wo die Landleute zu Sklaven erniedrigt würden: „Ich getraute mir, auf unsern Alpen Hirten zu finden, wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen und wenig leihen dürfte, um sie zur Ekloge zu bilden.“ Das In-

teresse für die Landwirtschaft wird gestärkt durch die national-ökonomische Theorie der die Erde und ihre Bebauung als einzige Reichumsquelle preißen den Physiokraten. Ihr Einfluß verrät sich in dem physiokratischen Kompendium Hans Kaspar Hirzels: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“. Mit Rousseau'schem Enthusiasmus und aufklärerischem Raisonnement geschildert, erstrebt das Bild, das nach einem wirklichen Modell, dem Bernerschwylser Bauern Jakob Guyer, gezeichnet ist, doch eine gewisse Wahrheit des Lebens. — Tiefer und reicher aber, als eine wissenschaftliche Doktrin dies jemals vermag, scheint mir jene Zeit befruchtet durch die suggestive Macht der Rousseau'stimmung, in der wohl auch der Physiokratismus seine tiefste Wurzel befestigt. Die Naturschwärmerei des großen Gefühlserweckers Rousseau wurde erdenfesteren Persönlichkeiten ganz von selber zum Naturstudium; die Naturmenschen: Kinder, Landleute werden dem Gegenstand liebevollster Beobachtung. So z. B. in dem weltberühmten Erziehungsbuch des Rousseaujüngers Pestalozzi, der mit dichterischer Kraft der Veranschaulichung in die traurige Wirklichkeit vorrevolutionären Bauernlebens hinableuchtete. Das Interesse für die „Kleinen und Geringen“, ohne das wir uns die moderne Literatur gar nicht denken können, ist ein wichtiger Bestandteil jener mächtigen Menschenfreude, die im Sturm und Drang des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts unsere ganze Kultur verjüngte. Kein Wunder, daß der Wirklichkeits Sinn erstarkte, da sein interessantestes Objekt, der Mensch selber, eben damals, befreit von den letzten Persönlichkeitsfesseln des Mittelalters, gleichsam neu entdeckt wurde. Wie selig und frisch verliebt man damals in einander war, beweisen ja alle persönlichen Zeugnisse jener Zeit. Wie hätte dieser Unterstrom erkörter Gefühle nicht zu allererst die Schiffe der Dichtung, der Menschen Darstellungskunst, heben und flott machen sollen! Daran dürfte eine weiter ausgeführte Behandlung des vorliegenden Themas kaum vorübergehen und würde dann wohl auch jenes Schweizer nicht vergessen, der die Neigung und Fähigkeit des Individualisierens im größten poetischen Genie der Zeit, in Goethe, mächtig geweckt und genährt hat: des Physiognomikers Joh. Caspar Lavater. — Es wurde das Personal der Dichtung damals unter lebhafter Assistentz der Schweizer in demokratischem Sinne erweitert, nicht nur Kind und Bauer, sondern sogar Verbrecher und armer Teufel wurden als Darstellungsobjekte aufgenommen. Auch eine wirkliche Autobiographie aus dunkelstem Milieu, diejenige Ulrich

*) Seither gedruckt erschienen: Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1908. Nr. 1. 20.

Bräkers, des armen Mannes im Todenburg, fand viele Leser in all ihrer treuherzigen, aber keineswegs salonfähigen, nicht einmal stubenreinen Wahrhaftigkeit. Immerhin setzten sich dem Durchdringen des Realismus in der Literatur noch viele Gefühls- und Verstandeshindernisse entgegen, wie z. B. Ulrich Hegner erfahren mußte, als er seiner die modernsten Zeiterenignisse spiegelnden Erzählung „Salys Revolutionstage“ einen Holzhacker zum Helden gab, gegen dessen allzudehnen Beruf und bäurischen Namen die gelehrten Freunde des Autors allerlei zartfühlende Einwendungen machten. Und doch ist Salys noch ein recht salonfähiger Bauer, kein bloßes Tugend- und Aufklärungsmuster mehr wie der Held Hirzels, aber doch noch eher nach Philosophie, als nach dem Stalle riechend. — Auf dem Gebiet volkstümlich idyllischer Kleindichtung ward der Widerstand aufs lebenswürdigste besiegt durch J. P. Hebels „anmutige Verbauerung des Weltalls“. Und vollends Gotthelfs mächtige Begabung, sein großer epischer Stil reißt auch den wirklichkeitsfernsten Leser mitten hinein ins volle Menschen-, ins Bauernleben seiner Zeit und seiner Heimat, die wir unter Gotthelfs Führung durch und durch kennen lernen, vom Sonnenschein der grünen Berghalden bis hinab in die Schatten der Täler, von der Staatsstube des behäbigen Hofes bis hinaus in den hintersten Stallwinkel. Mit derselben behaglichen Anschaulichkeit, wie Homer das heroische Zeitalter der Griechen, zeichnet uns Gotthelf das Leben und Lassen seiner Verner Bauern, wie sie sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit allerlei Wandel der Verhältnisse, mit Auswandererernot, Verarmung der Kleinbauern und Pächter, Wechsel der Industrie und des Bodenbaues abfinden. — Die Gabe, uns alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Stimmung mitgenießen zu lassen, wie Gottfried Keller sie an Gotthelf so sehr bewundert, ist auch ihm selber eigen. Aber nicht mehr nur Bauernleben, die ganze Welt des gebildeten Menschen wird Kellers Gegenstand. „Nicht mehr handelt es sich ihm darum, die bare Wirklichkeit in die Dichtung aufzunehmen. Aus dieser Wirklichkeit erwachsen ihm neue künstlerische Vorstellungen. Die Tatsachenfreude eines Gotthelf eignet auch ihm; aber sein Genius kleidet die Tatsachen des Lebens in ein neues poetisches Gewand.“ So konnte Keller jener Klage eines alternden Romantikers, daß mit Dampfwagen und Luftschiff die Poesie von der Erde entfliehe, frohgemut erwidern:

„Die Poesie ist angeboren,

Und sie erkennt kein Dort und Hier...“,
auch kein Ehemals und Jetzt in dem Sinne,
daß das Vergangene poetisch, das Moderne prosaisch zu sein brauchte. Wäre er wirklich so unwert poetischer Verherrlichung, der wunderbare Sieg menschlichen Intellektes über die Natur? Gottfried Keller sieht die Elemente

„... leuchtend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.“

Indem Keller die ihm von Feuerbach und Henle übermittelten Kenntnisse der Naturwissenschaft mit den Augen des Dichters schaut, findet er auch hier jene echten allerschönsten Symbole, „die in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst sind und nicht etwa darüber schwimmen wie die Fettaugen über einer Wasseruppe“. Mir scheint, die Fähigkeit, solche Symbole zu gewinnen — sie sei es eben gerade, die den großen Dichter ausmacht.

Folgte Walzel bis dahin der Entwicklungslinie des schweizerischen Realismus überhaupt, die sich zunächst am deutlichsten in der Darstellung des Bauernlebens aufzeigen läßt, so begnügt er

sich im folgenden damit, das Auftauchen der speziell technischen Probleme, Dampfschiff, Eisenbahn, in der deutschen Literatur seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu beobachten. Kurz vor dessen Ende trifft er als erste im deutschen Sprachgebiet zwei Schweizer, die es wagen, „moderne technische Fragen zum Ausgangspunkt seelischer Konflikte zu erheben und umfangliche Gegenwartsdichtungen auf solcher Voraussetzung zu begründen“. Walter Siegfried zeigt 1897, wie „um der Heimat willen“ ein Sohn seines Landes zum Verbrecher wird, weil er sich auf keinem andern als unrechtmäßigem Wege die ersehnten Mittel verschaffen kann, den zuerst aussichtslos geglaubten Kampf mit den verheerenden Hochfluten aufzunehmen. Und in J. C. Heers „An heiligen Wassern“ (1898) wird geschildert, wie der lebenspendende Duell, dem das Land seine Fruchtbarkeit verdankt, endlich in sicherer Leitung zu Tal geführt wird, bezwungen durch den Sohn eines jener Märtyrer der Heimat, die früher bei der Befestigung der „Rännel“ am Gletscherbruch zu Tode gestürzt waren. Die kühnste Verknüpfung von Technik und Poesie aber findet Walzel im „Olympischen Frühling“ Spittellers, der mit der Souveränität des echten Dichters die innern wie die äußern Erlebnisse moderner Menschheit samt Eisenbahn, Luftschiff und Fahrrad in den Olymp des Zeus und der Hera — nein, in seinen eigenen neugeschaffenen Olymp hinaufversetzt.

Eine Fülle neuen Stoffes verdanke die Kunst diesem Realismus, dessen Betrachtung der Verfasser in den echtesten Sang der schweizerischen Wirklichkeitsfreude, Gottfried Kellers „Augen, meine lieben Fensterlein“ ausklingen läßt.

Die Frage freilich, aus welchem Urquell sich gerade in der Schweiz solche Wirklichkeitsfreude entwickeln mußte, wird beiseite gelassen. Sie gehört ja auch nicht zu denen, die sich jemals wie ein Rechenegempele schwarz auf weiß lösen lassen. Eher schon weiß auf blau — sage ich mir, während meine Blicke den feinen Silberlinien am Horizonte des Alpentaales folgen,



Die Walze.

Maria La Roche. Pirna. Steinbrud.

wo ich diese Zeilen schreibe. Wie der Moosboden eines wohl-
eingebauten Vogelnestes liegt es da in seinem samtene Grün!
Menschen, die in solchen Tälern daheim sind, wie können sie
etwas anders empfinden als: „Dahinein bist du gesetzt! Da
kenne dich aus, da schaff, was du kannst!“ Und da taucht mir
auch schon als Gegensatz zu dieser heitern Geschlossenheit jene
Stimmung auf, die mich immer in weiten Ebenen überkam: ein
Gefühl des Sichauflösens der Gedanken, ja der ganzen Persön-
lichkeit, schwermütigen Schweifens in unendliche Weiten, jener
romantische Reiz, der Gottfried Keller am Tegelsee umspann:

„Aber auf dem trägen Flusse
Fahren stille Wendenschiffe,
Durch die Wipfel in die Ferne
Goldnen sonnige Segel ziehn . . .“

In der Ebene herum zerstreute Ortschaften, wie zufällig
aus der Schürze jenes Riesenindes verloren, lassen mich stets
mit einer gewissen Befriedigung meiner wohlaufgestellten Vater-
stadt gedenken. Denn würde wohl je ein vom Heilberg Gerab-
schauender auf den Einfall kommen, daß Zürich anderswohin

gebaut sein könnte als gerade dort an den Ausfluß des Sees, ein-
gebetet zwischen seine zwei grünen Berge? Und so selbstverständ-
lich liegen die meisten Schweizerstädte. Wer sich aber Leipzig aus
der Vogelperspektive beseht oder Mailand, wie sollte es den
nicht gelüsten, diese scheinbar so zufälligen Geschichten abwechs-
lungsweise einmal links oder rechts zu verschieben? Ich meine
nun, die sichere Begrenzung des optischen Horizonts der Schweizer
könnte auch im Psychischen etwas Ähnliches hervorbringen: den
fest aufs Nächste gerichteten zähen Willen, die Freude, dieses
angestammte, voll überschaubare Wirkungsfeld ganz auszu-
schöpfen, auszufüllen. Eine solche Eigentümlichkeit hätte sich
natürlich kaum je so herauswachsen können, wenn sie nicht von
den alten bodenständigen Bauerninstinkten unseres Volkes ge-
nährt würde. Das ist der Grund, aus dem auch unsere Poesie
emporblüht, der ihr den würzigen Erdschmack verleiht. Be-
kennen sich doch alle unsere Dichter, jeder in seiner Art, laut
oder leise, zu dem alten Wirklichkeitsstolz und frohen Spruche
Notkers: „Hier bechenno ich mich, hier bin ich heime, hinnan
bin ich purtig, hier sol ich gestalon.“

Dr. Hedwig Meuler-Wasfer, Zürich.

Goethe - Reminiszenzen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung)

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.



Die Walze.

Rudolf Mürger. Aus dem Oberhasli. Steindruck.

Schon 1809, als nach Napoleons Unglück
in Spanien sich Oesterreich erhob und bei Aspern
einen rühmlichen Sieg ersocht, blieb Goethe
eifrig neutral, da er von der für Andreas Hofer
und die Tiroler begeisterten Bettina Arnim mit
Briefen bestürmt wurde; er wagte es nicht, die
beiden gefährlichen Namen auszusprechen. Und
nun, da der große Wendepunkt eingetreten war,
1813, schrieb er während der drei Leipziger
Schlachtstage einen Epilog zu Esfer; er ver-
bannte also seine Seele aus dem Herzen Deutsch-
lands nach Großbritannien und an den Hof der
Elisabeth. Die Tagebuchnotizen lauten wörtlich:

9. Oktober: „Unruhige Nacht wegen An-
näherung der Oesterreicher. Eiliger Abzug der
Franzosen.“
12. Okt.: „Hänschen geh und sieh dich um!“
16. Okt.: „Nachricht von der Einnahme von
Leipzig.“
18. Okt.: „Schädellehre, Gil Blas.“
19. Okt.: „Nachts zwischen 12—1 Uhr der
Gesandte gefangen. Epilog.“
20. Okt.: „Franzosen früh 5 in Weimar.
Epilog zu Esfer beendet.“
21. Okt.: „In der Nacht Kosaken. Unruhiger
Tag. Epilog mit Niemer durchgegangen.“
22. Okt.: „Kurz vor Tafel Ueberfall der
Franzosen.“
27. Dez.: „Mittag bei Hofe. Neben der
Hoheit!“

Schüchtern fügt er den vertraulichsten Brie-
fen etwa Notizen bei, wie: „Von diesen Dingen
sagt ihr nur den Vertrautesten“ (an seine Frau).
„Es hält schwer, das Gemüt über das Allge-
meine, was die Welt drückt, zu beruhigen“ (an
Zelter).

Am Tage der Schlacht von Waterloo schrieb
er (in Wiesbaden): „Uebrigens leben wir hier
im tiefsten Frieden und hören von nichts als
von hohen Verbindungen.“ (7. Juni): „Im Kur-
saal kostet die Portion Salm 30 Kreuzer.“

14. April 1816: „Es ist der erste Frühling,
den man seit langer Zeit ohne Grauen und
Schrecken herankommen sieht.“